

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Die Bauern grinsten. Und der Kreisschulinspektor, der sofort erkannte, daß er sich im Ton vergriffen hatte, lenkte ein.

„Aber Sie müssen doch einsehen, daß Sie sich damit geschadet haben. Sie hätten ein neues Schulhaus bekommen.“

„Ein neues Schulhaus ist trotzdem nötig!“ meinte Moritz Gassel mit Gleichmut. „Sie brauchen die Kommission nur zurückzurufen. Ich will ihr gerne alle angefaulten Balken zeigen!“

Doch das war leider nicht mehr möglich. Denn ein Regierungsbaumeister ist bekanntlich unfehlbar. Der Kreisschulinspektor aber ließ seiner schlechten Laune wieder freien Lauf.

„Sie haben die königliche Regierung schon dreimal mit einem Gesuch belästigt!“ sprach er ärgerlich.

„Zweimal ist die Entscheidung aufgehoben worden!“ erwiderte Moritz Gassel. „Also hab ich's noch einmal versucht!“

„Hier ist die Antwort!“ sprach der Aufsichtsbeamte und zog einen Brief heraus. „Ihr Gesuch ist endgültig abgewiesen worden!“

Moritz Gassel las, riß den Bogen auseinander, ließ die Fäden zur Erde flattern und stieß sie mit dem Fuße verächtlich von sich.

„Ich danke Ihnen für die Nachricht!“ antwortete er und atmete hoch auf. „Teilen Sie Ihrer vorgesetzten Behörde mit, daß ich ihr nichts mehr mitzuteilen habe.“

„Was soll das heißen?“

„Daß ich mit dem heutigen Tage mein Amt niederlege. Ich stelle Ihnen anheim, morgen einen Vertreter hierherzuschicken.“

„Ja!“ rief der Kreisschulinspektor verblüfft. „Was bilden Sie sich denn ein? Das ist einfach ungehörig. Das ist Kontraktbruch. Das verstößt gegen die Verordnungen. Man hat Mittel, Sie zum Bleiben zu zwingen!“

„Indem man mein monatliches Gehalt von sechsundsechzig Mark und sechsundsiebzehn Pfennigen einbehält. Ueber meine Freiheit hat die königliche Regierung nichts mehr zu verfügen.“

„Sie begehen damit eine Pflichtverletzung größter Art.“

„Meine Pflicht gebietet mir, ein Amt, für das ich mich nicht eigne, niederzulegen, in demselben Augenblicke, wo ich das klar erkannt habe. Und dieser Augenblick ist da!“

Der Kreisschulinspektor zuckte die Achseln und wandte sich zum Gehen. Er machte aber auf seinem Wege einen großen Bogen, um nicht auf die zerrissene Verfügung der

königlichen Regierung treten zu müssen, die der Wind auf den Hof entführt hatte.

Moritz Gassel war so leicht zumute, wie noch niemals in seinem Leben. Er ließ sich einen Leiterwagen aus dem Dorfe, packte seine Siebensachen darauf, nahm Abschied von den Kindern und fuhr immer auf Britstave zu.

In Sulstich übernachtete er. Zeitig am Morgen brach er auf. Als er beim Schulhaus vorbeikam, hörte er Geschrei. Herr Wittich verprügelte gerade einen Jungen und hatte dabei die Fenster offen stehen. Moritz Gassel wandte sich ab, ließ den Wagen vor dem Kretscham halten und ging aufs Dominium.

August Knorrek bewillkommnete ihn mit kräftigen Handschlag.

„Sind Sie endlich so weit!“ lachte er freudig. „Dat lange gebauert, bis Ihnen die Augen aufgegangen sind.“

„Können Sie mich denn brauchen?“ sagte Moritz Gassel unsicher.

„Kommen Sie nur erst rein!“ erwiderte der Inspektor. „Das übrige findet sich. Ich vigilier schon lange auf Sie!“

Der einzige, der sich über den neuen Hausgenossen nicht freute, war Thomas Hauschild. Die alte Eifersucht in ihm erwachte stärker als jemals, und er erinnerte den Inspektor an sein Versprechen.

„Versprochen habe ich nichts!“ sagte August Knorrek. „Und ich misch mich nicht drein, nicht im guten und nicht im bösen. Aber lassen Sie dem Mäd'el Zeit, das rat ich Ihnen!“

Doch Thomas Hauschild gehorchte nicht, suchte Hedwig auf, als sie allein mit den Kindern war und erzählte ihr, daß er nun schon fünf Jahre um sie diene, und daß er nun endlich klar sehen müßte, woran er sei, denn sein Vater wolle sich bald zur Ruhe setzen.

Und Hedwig dankte für seine Liebe und wies ihn auf die Kinder.

Das nahm sich der Gehilfe so zu Herzen, daß er wütend wurde und zum erstenmal mit dem Inspektor zusammengeriet.

„Sie haben mich fünf Jahre an der Nase herumgeführt!“ rief er erboßt und schlug auf den Tisch. „Jetzt kann ich natürlich gehen, wo Sie den anderen haben, den Schulmeister!“

„Was kann ich denn dafür!“ erwiderte August Knorrek gelassen. „daß Sie keine Geduld haben? Fragen Sie in drei Jahren wieder an oder in fünf. Wenn Sie den Mut haben. Und wenn ich zehn Mäd'el hätte, ich würde keine einzige zum Heiraten kommandieren. Bleiben Sie hier, ich kann zwei Assistenten ganz gut gebrauchen!“

Doch Thomas Hauschild war nicht mehr zu halten. Er schämte sich selbst über seine Ungehidlichkeit und ging ins Posenische hinüber. Der Inspektor gab ihm ein vorzügliches Zeugnis.

Moritz Gassel rückte in die leere Stellung ein und unterrichtete nebenbei die beiden Baronskinder. Für die

ersten Jahre reichte es schon, was er aus seiner Schulmeisterzeit herübergerettet hatte. Jetzt kam auch in den Gemüsegarten des Gutes der richtige Zug. Noch vor der Ernte wurde ein Glashaus gesetzt, in dem Moriz Gassel die gewagtesten Experimente vornehmen wollte.

Alle Wochen erschien der alte Abraham, und die Freundschaft zwischen ihm und dem kleinen Baron wurde zuwehends dicker.

Im angefirengten Schaffen verfloß die Erntezeit. Moriz Gassel fand sich in seine neue Obliegenheiten mit einer Sicherheit, als hätte er von Jugend auf nichts anderes getan. Er beaufsichtigte nicht nur die Arbeiter, er führte auch August Knorred die Wirtschaftsbücher, zahlte den Lohn aus und besorgte die Schreibereien für den Gutsbezirk. Und sogar die Schreibereien für die Gemeinde wurden ihm wieder aufgetragen, denn Franz Wiegelt hatte mit Sebalbus Pohl schlechte Erfahrungen gemacht. Die beiden Lehrer wichen Moriz Gassel im weitem Bogen aus, obgleich sein Groll gegen sie zu einem kümmerlichen Nestchen zusammengeschmolzen war. Jetzt, in diesem neuen Beruf, der ihn ganz ausfüllte und befriedigte, wo es keine Aufsichtsbeamten und keine Verfügungen gab, war er so milde und persönlich gestimmt, daß er beinahe die Höhe eines wahrhaft guten Menschen erreicht hatte.

Ganz aber wollte der Groll nicht weichen. Und August Knorred, der die beiden Lehrer auch nicht gerne sah, hatte keinen Grund, dieses Gefühl zu dämpfen.

Und eines Tages, als Sebalbus Pohl ins Inspektorenhaus kam, um sich über die schlechte Beschaffenheit der Deputaterbänke zu beschweren, sagte der Inspektor, den er in der Tür traf: „Gehen Sie nur hinein zu Herrn Gassel, ich hab jetzt keine Zeit!“

Sebalbus Pohl meinte, daß er ja zu gelegenerer Zeit wiederkommen könnte.

„Nein!“ rief August Knorred. „Gehen Sie nur hinein, er hat Vollmacht. Ich kann mich um solche Kleinigkeiten nicht kümmern!“

Und so mußte denn Sebalbus Pohl in den sauren Apfel beißen und über seine Deputaterbänke mit einem Menschen verhandeln, dem er drei Jahre hindurch nur Böses zugefügt hatte.

Moriz Gassel nahm die Beschwerde, die vollständig berechtigt war, entgegen, ohne mit der Wimper zu zucken, ließ sich die Probe zeigen und versprach Abhilfe. Er unterdrückte den Groll, der wieder in ihm emporschwoh, und tränkte den andern mit keinem Wort und keiner Miene.

Das war seine Abrechnung mit Sebalbus Pohl.

Im Herbst bestand Hugo sein Staatsexamen mit vielem Erfolg und kam auf ein paar Tage nach Hause. Er hatte in seinen himmlischen Theorien solche Fortschritte gemacht, daß es Moriz Gassel gar nicht möglich war, sich mit ihm in eine längere Diskussion einzulassen. Am Ende sprachen sie immer aneinander vorbei.

Auch Hedwig und dem Vater wurde es zuweilen zu arg. Nur Frau Knorred wurde nicht müde, ihrem Einzigen, der nun doch Theologe geworden war, zuzuhören. Im stillen aber sah sie sich schon in der näheren und weiteren Bekanntschaft nach einer passenden Partie für ihn um.

Noch vor Weihnachten verließ er Brißkawe, um sich in Kiel als Kandidat hören zu lassen. Dam meldete er sich als Marinepfarrer auf ein Schulschiff und ging auf Reisen, obgleich Frau Knorred schreckliche Träume hatte und ihn dringend beschwor, an Land zu bleiben.

Moriz Gassel aber und Hedwig sorgten jedes auf seine Weise für die Erziehung der beiden Baronskinder, und über Günthers Blondkopf hinweg fanden sich zuweilen ihre Hände.

*

Heute, an einem warmen Maitage, sind seitdem drei Jahre verfloßen. Der kleine Günther ist groß geworden. Sechs Jahre zählt er bereits und trägt längst Hosen. Noch ist die Zeit der Lindenblüte nicht gekommen, aber der reiche Duft des Frühlings weht schon durch den grünen Park. Während Cäcilie sich immer enger an Hedwig anschließt, entzieht sich Günther allmählich ihrer Herrschaft. Er will nicht mehr die dummen Märchen hören, er hält es nun mit dem abenteuerlichen Robinson, den Moriz Gassel mit ihm traktiert. Noch lieber aber läuft er hinter

August Knorred her durch die Ställe. Er kennt jedes Tier, ob Kuh, ob Schwein, ob Ziege, ob Schöps. Und die Tiere kennen ihn ganz genau. Sogar der böse Truthahn läuft ihm nach wie ein zahmes Hündchen.

August Knorred nimmt jedesmal die Mähe ab, wenn der kleine Herr Baron auf der Bildfläche erscheint, und macht dabei ein so feierliches Gesicht, als ob's ihm wahrhaftig Ernst damit wäre.

Dann gehen sie zusammen in den Stall, wo die Pferde stehen. Für diese Tiere hat Günther eine besondere Vorliebe. Denn auf denen kann man reiten! August Knorred setzt ihn auch immer auf einen der Gäute, die da friedfertig an den Krippen stehen und den Hafer kauen.

Da klappern leichte Hufe, und der alte Abraham biegt in das Hoftor ein. Die altmodische Reisetasche verrichtet noch immer treu und brav ihren schweren Dienst. Aber er zieht heute noch etwas Lebendiges hinter sich her. Es hat zierliche Hufe, trägt einen blanken, gelben Lederfattel auf dem Rücken und ist ein schwarzer, niedlicher Schetlandspony. August Knorred reißt vor Verwunderung die Augen auf, auch Moriz Gassel kommt hinzu.

„Der Herr Baron will reiten!“ sagte der alte Abraham. „Er hat ein Pferdchen bei mir bestellt. Und da bring ich's nun. Wollen Sie's kaufen? Sonst kann er's geschenkt kriegen!“

Da streckt schon der kleine Günther den blonden Kopf aus dem Pferdestall, sieht den Pony und schießt wie ein Blitz über den Hof.

„Reiten will ich!“ rief er jauchzend und streckt an August Knorred die Hände hoch.

„Wie der Herr Baron befehlen!“ sagt der und hebt ihn in den Sattel. Es klingt wie Scherz, ist aber doch tiefer Ernst.

„Er wird doch nicht herunterfallen!“ ruft der alte Abraham besorgt.

Aber der kleine Baron sitzt fest, daß Moriz Gassel die Zügel bald loslassen kann. Außerdem ist das Pferdchen lammfromm. Der alte Abraham sieht auf die Sicherheiten.

Dreimal um den Düngerhaufen herum reitet der kleine Günther.

„Der setzt sich nicht mit den Bauern auf eine Bank!“ sagt der Inspektor stolz.

Moriz Gassel denkt über diese Aussicht etwas anders, sagt aber nichts.

Denn nun kommen Cäcilie und Hedwig herbei, um den kühnen Reitermann nach Gebühr zu bewundern.

„Der fällt nicht!“ meint August Knorred beschiedigt. „Was soll der Pony kosten?“

„Ru!“ erwiderte der alte Abraham. „Was Sie dafür geben mögen.“

Währenddessen schaut Hedwig still auf den kleinen Günther, der das fromme Pferdchen mit den Hacken spornit und durch unwillige Zurufe zur Eile antreibt, denn es will durchaus nicht Galopp laufen.

Und zum erstenmal seit Jahren huscht über Hedwigs Gesicht ein feines, glückliches Lächeln.

Moriz Gassel aber, der etwa abwärts steht, sieht zu Hedwig hinüber, und da er sich unbedacht glaubt, verläßt sein Blick mehr, als seine Gedanken wagen.

August Knorred aber fängt diesen Blick auf, geht zu ihm hinüber, legt ihm die Hand auf die Schulter und duzt ihn zum erstenmal.

„Junge!“ flüstert er leise. „Zeit lassen!“

Und Moriz Gassel nickt stumm. Er hat ihn verstanden.

Graf Zeppelin, der Mensch, der Kämpfer, der Sieger.

Neben den Heldentaten anderer großer deutscher Männer, neben den Leistungen seiner Luftschiffe ist Graf Zeppelin während dieses Krieges ein wenig in den Hintergrund getreten. Das Alter verbietet ihm, so sagte er beim Besuche seines Regiments im Felde, wie einst an der Spitze der selbstgeschulten Truppe ins Feld zu rücken. Dem Gefühl, das aus einer tätigen Mitwirkung am Kriege entspringt, fuhr dann der alte Offizier fort, stelle er keines gleich, und das könne auch die Beherrschung des vollendetsten Werkes nicht geben. Er sei aber froh, dem Vaterlande Dienste leisten zu können, und was an ihm liege, sei geschehen. Wir haben allen Grund, uns gerade des Krieges wegen seiner Persönlichkeit wieder zu erinnern. Da ist nun eine ebenso gewissenhafte als lebbende

Schilderung unseres Zeppelin erschienen, den der Kaiser den „größten Deutschen des 20. Jahrhunderts“ genannt hat („Zeppelin, der Mensch, der Kämpfer, der Sieger“, von Dr. A. Saager, in der Anekdotenbibliothek von Robert Lutz in Stuttgart, geb. 2 Mk., geb. 3 Mk.). In bunten Bildern, zusammengetragen aus Archiven, aus vergilbten Blättern, aus Briefen, Büchern, Zeitungen, und von des Herausgebers handiger Hand sorgsam geordnet, führt dieses Volksbuch im besten Sinne, das für den einfachen Mann wie für den Gebildeten geschaffen ist, uns den „jungen Zeppelin“, den „Reiteroffizier in drei Feldzügen“, den „General z. D. als Erfinder“, den „Helden nach drei Fronten“ (gegen die Mittwelt, die Geldnot und den Luftgeist), den „Luftgroßadmiral“, wie ihn Volksgenossen genannt hat, den „Wiedererweder nationaler Begeisterung“, „unseren Zeppelin“ und die Leistungen und Erlebnisse unserer Zeppeline im Weltkrieg vor, — das Lebensbild eines deutschen Mannes, wie es kein Dichter wahrer gestalten konnte.

Gewiß, die Zeppeline haben in diesem Kriege Wunder gewirkt: „Wunder im Felde über Feindesland, und vielleicht noch weit erstaunlichere und mächtigere Wunder im Herzen der Feldgrauen, in der Seele des ganzen Volkes“, wie der Verfasser sagt. Wer wir wurden dem Grafen Unrecht tun, wenn wir in seiner Erfindung sein größtes Verdienst sehen würden. Das wird uns klar, wenn wir in diesem Buche atemlos und klopfenden Herzens die unendlich vielgestaltigen Lebensschicksale des Grafen an uns vorüberziehen lassen, aus denen sich seine Persönlichkeit herausformt als die edelste Verkörperung deutschen Weisens, die unsere Zeit dem deutschen Volke geschenkt hat. In seinen einleitenden Worten betont dies der Verfasser. Wir entnehmen dieser Würdigung Zeppelins das Folgende: „... Es war zu einer Zeit, wo man es kaum mehr laut sagen durfte, wenn man Dinge nachging, die nicht mit gefüllten Geldbeuteln winkten — wo man ausgelacht wurde, wenn man für Ideale, die über den Bereich einer engen Gemeinschaft hinauszielen, mehr als schöne Worte ausgab. Da geschah etwas Seltsames, Unerhörtes: ein Ereignis schien zu beweisen, daß die Pläne des Grafen endgültig gesichert seien, und im Augenblick dieses Ereignisses verschieben sich Hunderte, Tausende, ein ganzes Volk diesen Plänen mit der ganzen Leidenschaft und Begeisterung, deren es fähig war.

Jeder wußte es: dieser Held war von seiner Tat nicht zu trennen. Aber jeder wollte, als er sein Scherlein für den Bau eines neuen Luftschiffs hergab, damit doch nur dem Grafen Zeppelin sagen, daß sie beide für alle Zukunft in Freud und Leid zusammengehören. Der Arbeiter, der Handwerker, der Kaufmann, der Künstler, der Bediente, jeder einzelne hatte es erlebt, daß diese Persönlichkeit sein Ideal geworden war, daß eine solche Persönlichkeit eigentlich von jeder ein Ideal gewesen. Das Gefühl hatte geschlummert, der Bewußtsein nach der Scherdingen Katastrophe hatte es geweckt. Die Treue, die Beharrlichkeit, das Vertrauen, die Unbegreiflichkeit, die in diesem Mann ihren höchsten Ausdruck gefunden — wenigstens ein Körnchen davon hatte jeder in den Stunden ersten Strebens in sich selbst entdeckt. Jetzt war es ins Bewußtsein getreten, daß dieser Mann die wertvollsten Kräfte in sich vereinigt und in seinem Werk verwertet hatte, die das deutsche Volk sein eigen nennt. So wie der Graf Zeppelin sein, ja, das hieß deutsch sein! Und diesem Mann als dem Symbol der Kräfte, die — man hatte es fast schon vergessen — alle zu einer höheren Einheit verbanden, opferte man, jubelte man in Dankbarkeit zu. So ward er unser Zeppelin.

Das ist seine größte Tat, größer noch als seine Erfindung, daß er ein Vorbild war, ohne es sein zu wollen. Er war ruhig und treu seine Straße gezogen, uneingeschüchtert von den Drohungen, ungerührt von den Verdächtigungen, die rechts und links an seinem Wege lauerten. Im inneren Bauen eines jeden Deutschen schlummerte ein Geist, der schlüchtern zwar und vielleicht nur hin und wieder zum Gleichen riet. Mit einem Schlage aber hatten ihn jetzt alle erblüht auf seinem mühseligen Wege, und nun erhob jener Geist seine Stimme. Jetzt sträubte sich keiner mehr, seßte es keinem mehr an Mut. Hinter ihm, dem Fahnenträger, strömten Hunderte, Tausende, alle schlossen sich zu Reihen zusammen, marschierten in gleichem Schritt und Tritt dahin. Das wirre Murmeln gestaltete sich zu Tönen. Alle lauschten dem Liede, das sie unbewußt angestimmt hatten: und es sang vom Vaterlande. Und als sie den endlosen Zug betrachteten, dem sie sich angeschlossen hatten, da erkannten sie, daß das ganze deutsche Volk mitzog.

Unser Zeppelin! Jetzt war auch des Mannes Werk des ganzen Volkes Werk geworden. Das ganze Volk hat mit ihm fortan getrauert und fortan jubelt, wie des Schicksals Lose fielen. Wenn eines der stolzen Schiffe über uns dahinzog, überkam auch den Nächsten ein himmlischer Traum: das war ja die Verwirklichung einer Sehnsucht, wie jeder eine im Busen nährt — nicht der alten Sehnsucht, zu fliegen —, sondern der Sehnsucht, die jeden in den gehobenen Stunden besudt, in denen er Abrechnung hält mit seiner Stellung in der menschlichen Gesellschaft. Ja, der Luftreise dort oben verliedete es, der Geist, der den Grafen geleitet und der uns alle leiten soll, beingt es auch zu Taten! So war der Anblick der schönen Schiffe jedem die Verkörperung menschlicher Werte, des deutschen Arbeitsgeistes.

Nach im Ausland fühlte man, wie sehr sich gerade in dem Werke dieses Mannes das Wertvollste des deutschen Geistes verkörperte. Dort fühlte man vielleicht auch die Unerkenntheit dieses Geistes. Darum wurden, trotzdem man ihre praktische Bedeutung

wegleugnete, die Zeppeline auch dort populär. Heute versteht man den Sinn der Gespenskerluftschiffahrt in England, die Aufregung bei der Landung in Lunenburg. Auch das Ausland erfaßte und erlebte instinktiv den Grafen Zeppelin und die Zeppeline als Symbole!

Dann kam der Weltkrieg. Und nun tat Zeppelin sein drittes Wunder. Nicht durch seine Erfindung, sondern durch seine Persönlichkeit. Wäre der beispiellose Opfermann, die unerschütterliche Siegeszuversicht, der unbeirrbar Wille zum Durchhalten im Kampfe gegen eine solche Uebermacht denkbar gewesen bei einem Volke, das nicht wieder gelernt hatte, sich als Volk zu fühlen? Der unwägbare Geist war es — bei dieser Riesenermacht wird es niemand bezweifeln können —, der auf der Wage den Ausschlag gab. Und diesen Geist hat Graf Zeppelin, in dem er seine höchste Vollendung gefunden, zur Entfaltung gebracht. Die späteren Geschichtsschreiber werden wohl in die Geschichte des Weltkrieges ein Kapitel aus früheren Jahren hereinziehen müssen, das „Scherdingen“ heißt. Und sie werden betonen, daß „unser“ Zeppelin gerade die Eigenschaft in aller Stille bei seinem Schaffen vorgezeichnet hat, durch die im Weltkriege das deutsche Volk sich bewährt hat.

Das Saager'sche Zeppelin-Buch ist ein Denkmal für den neuen deutschen Volkshelden, unseren Zeppelin, und zugleich ein Denkmal für unser Deutschsein.

Vom alten und vom jungen Bauernfeld.

Zum 25. Todestage Eduards v. Bauernfeld, 9. August.

Mehr als zwei Menschenalter zählte Eduard v. Bauernfeld, Wiens Lustspiel-Klassiker, zu den Gestalten ohne die sich das Wiener Leben und die Wiener Gesellschaft gar nicht denken ließ. Als er im Jahre 1890 verschied, war er bereits ganz und gar zur geschichtlichen Person geworden; er war der „alte Bauernfeld“, der ein ganzes, ungeheures Jahrhundert Wiener, österreichischer und deutscher Geschichte und Kultur als Zeitgenosse sich hatte entfalten sehen. Als Zeitgenosse und als — Kritiker. Denn wie Bauernfelds Lustspiele eine starke Wurzel in der Satire haben, so gehörte der Dichter auch als Persönlichkeit zu den Scharfen. Immer war er kritisch gestimmt, immer zum Angriff parat; „er hatte stets — so hat Ludwig Speidel von ihm gesagt — seinen Keinen Born, seinen großen Mergel, den er beim mindelsten Anlaße verpuffen ließ. Es hat immer nach Pulver um ihn gerochen.“ So war denn der alte Bauernfeld im Umgange auch gar nicht der Bescheidenste. Er verkehrte gern gesellschaftlich, aber er war ein anspruchsvoller Gesellschafter. Wurde er geladen, dann pflegte er vorher sich nicht allein die Speisen, sondern auch die Gäste auszusuchen und man nahm auf seine Wünsche allemal Rücksicht. „Wer nicht mit mir einer Meinung ist, mit dem rede ich gar nicht gern“, murmelte er, und selbst wer mit ihm einer Meinung war, konnte durch seine Lagen und Ausfälle zuweilen arg überrascht werden. Bernhard Stern hat eine lustige Geschichte davon überliefert. Bauernfeld kommt und beginnt zu plaudern — will sagen: zu schimpfen. Man spricht vom Theater; Bauernfeld schimpft: „Diese Dumm spielen wie die Schweine.“ Man legt ihm ein prächtiges Essen vor — er räsonniert über dessen Erbärmlichkeit; man reicht ihm eine vorzügliche Zigarre — er verflucht sie als miserable. Man erzählt von dem neuen Romane eines bekannteren Dichters — Bauernfeld hat alles mögliche daran auszuwickeln. Schließlich kommt man auf Goethes Tasso zu sprechen. „Nach a Schind!“ schreit Bauernfeld, da er einmal gut im Zuge ist. Gelächter der Freunde, verdäutes Gesicht des Dichters — Tableau!... Verwöhnt war an Bauernfelds satirischer Laune, daß er auch sich selbst nicht verschonte. Noch seine letzten Worte waren satirisch und ironisch gefärbt. Am Morgen seines Todestages erwachte er mit schwerer Atemnot und rief nach der Wärterin. Sie eilte herbei und viel erwiderte: „Wie geht es Ihnen, Herr v. Bauernfeld? Sie jammern ja so sehr!“ „Es tut mir leid, daß ich Sie immer störe“, stieß der Dichter hervor, „aber ich werde mir das Wehklagen bald ganz abgewöhnen.“ Damals lebte er längst mit seiner treuen Frau zusammen, die als verlässlichste Pflegerin seines leiblichen Wohlbefindens wartete. Er war immer ein großer Frauenverehrer gewesen, hatte aber schließlich den Anstoß verpaßt — vielleicht auch nicht so ungern verpaßt. Im Karmachen aber ist er unermüdlich gewesen, und wie er so lange lebte und in manchen Häusern generationenlang verkehrte, da vererbte er zuweilen seine zärtlichen Gefühle von der Großmutter auf die Mutter und schließlich noch auf die Enkelin. Der Alte besaß so viel Anmut und Geistes, daß es ihm selbst die Jünglinge keineswegs verübten, wenn er ihnen den Hof machte.

Aber der alte Bauernfeld war ja auch einmal ein junges Bauernfeld gewesen und eine köstliche Sonnenzeit hat er damals erlebt, als er mit seinem Schulfreunde Schwind und mit Schuberer gemeinsam Wien und dessen liebliche Umgebung unsicher machte. Geld hatten sie in der Regel keins, und doch idelten ihnen das ganze Leben zu gehören. Nicht nur Hüte und Stiefel, sondern selbst Röcke und Hosen besaßen sie als Gemeingut. Hatten sie die Nacht hindurch toll genug geschwänzt und fanden noch immer kein Ende, um sich zu trennen, so gingen sie alle drei in die Wohnung des einen, um dort zu übernachten. Dann legten sich zwei gemeinsam in ein Bett, und Schwind warf sich gewöhnlich in eine lederne Decke gehüllt auf den nackten Fußboden hin. Als

Bauernfeld einmal die Weife fehlte, schüttete er aus Schuberts Augenlinsenbrille ihm eine Zurecht. Schubert und Bauernfeld trafen sich einmal im Kaffeehaus und es fiel ihnen aneinander auf, daß jeder zu seiner „Melange“ ein halbes Duzend Kipfel ver-
 spreite. Sie bewunderten gegenseitig ihren guten Appetit — so früh nach Tische! „Das macht, ich hab eigentlich noch nichts gegessen.“ „Ich auch nicht“, verriet Bauernfeld lachend. Das „du“ mußten sie sich in Kuferswasser zutrinken. Aber sie waren jung und sie waren glücklich. Und nur als Bauernfeld sich wohl oder übel zur Beamtenlaufbahn entschließen mußte, da schrieb er, als er sein Aufstellungsdekret erhalten hatte, wehmütig in sein Tagebuch: „Mir ist's, als sollte ich gehenkt werden.“ Viel später hat er auch später das Beamtenwesen nicht beurteilt, und als er im Sturmjahre, anno 48, geradewegs zum Erzherzog Franz Karl in die Hofburg gegangen war, um eine Konstitution zu erlangen, da war es ja, nachdem die Verhältnisse sich geändert hatten, um seine Beamtenlaufbahn geschehen, er schied aus und seit damals ist er der „alte Bauernfeld“ geworden.

Vermischtes.

Militärischer Gehorsam zu Wasser und zu Lande. Wie Kaiser Wilhelm I. im Anfange seiner Regierung, also noch vor Wiedererrichtung des Deutschen Kaiserreichs an den Gehorsam der Mannschaften „zu Wasser und Lande“ appellierte, das ist eine sehr drollige Geschichte, die aber zeigt, wie Kaiser Wilhelm stets ein Soldat durch und durch gewesen ist. Es war im Anfang der sechziger Jahre bei einer Frühjahrsparade im Potsdamer Lustgarten. Die Gardejäger trugen damals noch die großen Helme mit dem schweren, schwarzen Hofschild und hatten eben die Büdnadelgewehre bekommen. Am Tage der Parade war sehr schlechtes Wetter; es hatte die ganze Nacht hindurch und auch noch am Vormittag geregnet, und auf dem Gelände des Lustgartens waren große und tiefe Pfützen, durch welche die Gardejäger hindurchmarschieren mußten. Da sah der Monarch, wie beim Vorbeimarsch des ersten Garderegiments einige Offiziere über die Pfützen sprangen, um die weißen Beinleider zu schonen. Das ärgerte den obersten Kriegsherrn, dem alles Unsoldatische zuwider war. Und als das erste Garderegiment vorbeimarschiert war, und die Gardejäger im Anrücken begriffen waren, speengte er diesen entgegen und kommandierte: „Salt!“ Dann sagte er: „Gardejäger, ihr habt mir doch Gehorsam und Treue zu Wasser und zu Lande geschworen?“ — „Jawohl, Majestät!“ scholl es ihm entgegen. „Na, denn man dicke durch, durchs Wasser!“ rief er lächelnd, wendete sein Pferd und ritt auf seinen Platz zurück. Nun ging es anders; die Gardejäger warfen die Helme und hauchten mit der Hüfte lüchtig ein. Das Wasser spritzte bis über die Helme weg. Der Monarch lachte, die weißen Paradehosen aber sahen fürchterlich aus.

Rom im Kriege. Während Venedig gegenwärtig den Anblick einer vom Kriege bedrohten Stadt bietet, die sich in Dunkel hält, um dem Feinde kein Ziel zu bieten, ist das äußere Bild Roms insolge seiner großen Entfernung vom Kriegsgebiet noch ziemlich unverändert. Aber auch in der Hauptstadt Italiens macht sich — wenn auch in anderer Weise — der Einfluß des Krieges geltend, wie aus einem Artikel des römischen Berichterstatters der „Daily News“ ersichtlich ist. „Der Krieg äußert sich hier ganz besonders in der offiziellen und inoffiziellen Haltung des Publikums gegenüber den in Rom anwesenden Vertretern der Alliierten. Am beliebtesten und gefühlsmäßig am meisten begrüßt sind sicherlich die Franzosen, deren Wesen der italienischen Art so nahe verwandt ist. Auch England ist hier beliebt, aber die Engländer wirken weitaus mehr als entleertere Fremde, als die Franzosen und Belgier. Darum verfolgen die öffentliche Meinung und das öffentliche Interesse mit größter Aufmerksamkeit alle aus England und Rußland kommenden Neußerungen und Kundgebungen, während man dem Geiste Frankreichs blindlings vertraut. Die lärmenden Volkskundgebungen in den Straßen, die während der zehnmonatlichen „Neutralität“ Italiens an der Tagesordnung waren, sind bald nach Kriegsbeginn verstummt. Dafür sind fast alle in den römischen Theatern gespielten Stücke gewissermaßen politische und kriegerische Kundgebungen, die von der Bühne herab an das Publikum gerichtet werden. Das römische Theaterleben wird vollständig von dieser neuen Art von „Nouveaux“ beherrscht. Ich wohnte einer solchen Aufführung bei, die zugunsten des Blauen Kreuzes in Anwesenheit des englischen Botschafters stattfand. Das Stück behandelte die Vorgeschichte des Krieges und Hilow und Giotelli waren die Hauptpersonen. Später trat ein Schauspieler in der äußerlich nicht sehr gelungenen Rolle eines Offiziers der englischen Kriegsmarine auf. Er hielt eine Rede über die Gründe, die England zum Eintritt in den Krieg veranlaßt haben; hierauf stand das Publikum auf und sang „God Save the King“. In der folgenden Szene trat ein „alter Garibaldianer“ auf. Da Ricciotti Garibaldi selbst in einer Loge saß, standen wir wieder auf und sangen die Garibaldiymne. Garibaldi erhob sich und erzählte in einer Rede, wie sein Pferd im Feldzuge von 1866 verwundet wurde, und forderte alle Anwesenden auf, sich an der Sammlung des Blauen Kreuzes — zur Pflege kriegsverletzter Tiere — zu beteiligen. Den Abschluß

der Vorstellung bildete ein von einem „Sozialisten“, einem „Anarchisten“ und einem „Priester“ gelungenes Verbrüderungszeremoniell, und als der Priester ein Taschentuch in den italienischen Farben schwenkte und „Avanti Savoia“ rief, erreichte der Beifall seinen Höhepunkt. Aus der Straße tut sich der Krieg vor allem in den amtlichen Ankündigungen aller Art kund, die die Mauern bedecken. Die letzte Ankündigung der Stadtverwaltung enthält alle Maßregeln, die im Falle eines Luftangriffes von der Bevölkerung zu ergreifen sind. Der Krieg dringt auch in die Kirchen; von allen Kanzeln herab werden Predigten über den Patriotismus abgehalten. Da man in Rom ständig mit der Möglichkeit eines Luftangriffes rechnete, so ist die Stadt abends bereits merklich verdunkelt.

Wie sich Edison vor zwanzig Jahren einen Zukunftskrieg dachte. Edison hat kürzlich, als ein Zertifikat ihm über neue, von ihm erfundene Kriegsmittel besagte, energisch abgewinkt und sich in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Vor zwanzig Jahren war er einmal georrächer. 1895, als eine amerikanisch-englische Verwicklung drohte, enthielt er einem Berichterstatter seine Pläne für den Kriegssaal. „Eine Schlacht“, so meinte er, „zwischen zwei großen Armeen braucht gar nicht mehr geschlagen zu werden. Eine Handvoll Menschen kann sie wegblasen. Das wird mittelst Elektrizität geschehen. Wasser kann tödlicher gemacht werden als Kugeln. Ich habe eine Maschine erfunden, die auf große Entfernungen mit 5000 Volt geladenes Wasser fortschleudern kann und eine Armee wie Spreu in alle Winde zerstreut. Auch wird man Kabel erfinden, die man um eine belagerte Stadt legt. Jeder, der sie zu überschreiten versucht, ist ein Kind des Todes. Man kann sie so verstellen, daß niemand sie sieht. Auch lassen sich elektrische Ketten auf eine vorrückende Armee feuern. Diese sind mit einem Ende an den Draht einer Dynamomachine befestigt, während das andere in eine Kanone geladen wird. Dadurch wird die Luft mit Blitzen erfüllt und jeder Feind mit Verderben bedroht. Dann gibt es eine Höllemaschine, die sich an einen Ballon anhängen läßt. Wenn 50 Luftschiffe, jedes mit 500 Pfund Dynamit, losgelassen werden, so ist jedes Schiff, das sich darunter befindet, unrettbar verloren. Auch die unterseeischen Torpedos lassen sich verbessern. Ein endloses Kabel sollte vor untern Häfen auf den Grund gelegt werden. An diesem drehbaren Kabel sollten Torpedos befestigt werden, die im richtigen Augenblick in die Höhe gelassen werden und explodieren könnten. Auch experimentiere ich mit einer Doppellanone, die ein Geschloß 24 englische Meilen fortschleudern wird. Sollte es zum Kriege mit Großbritannien kommen, so werde ich meinem Vaterlande meine ganze Wissenschaft zur Verfügung stellen.“ — Man sieht, Edison hat ganz richtig erkannt, daß der nächste Krieg ein Krieg der Jugendieue und des — Genies sein würde.

Büchertisch.

— **Wiking-Bücher** Bd. 7: Rudolf Bressler, **Boveretto** (Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig). In Zeilen 1 M. „Boveretto“ ist eine einfache und doch stark interessierende Geschichte, die in einen Hauch wehmütvoller Entsagung ausklingt. Das alte Lied der Liebe, verfallene, schwer zu entzählende Wege, die Boveretto mit schwerem Herzen gehen muß. Auch er kommt an das Ziel, nicht so wie er es erträumt hat, die raue Wirklichkeit des Lebens zertrümmert das Wohl seiner Wahl und Boverettos Liebe wandelt sich zu heissem Mitleid, Helfendes, süßendes Mitleid, das ist das Letzte, was Boveretto von all seinen Träumen noch rettet. — **Bd. 8: F. de Boy-Ed, Aus einer Wiege** (Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig). In Zeilen 1 M. Der Roman schildert die Geschichte von vier Geschwistern. Es stirbt der Vater, und sie müssen erkennen, wie im Widerstreit der Interessen des realen Lebens, im Kampf der Herzen ihr enger Zusammenhalt sich lockert, wie jeder Bruder, jede Schwester ihre eigenen Wege gehen muß, um zur inneren Zufriedenheit, zum Glück zu gelangen. Der Roman spielt in einer unserer großen Hanfsstädte, in den Kreisen des alten Patriarchats — ein Milieu, das Frau von-Ed genau kennt und überaus anschaulich widerzuspiegeln weiß.

Ergänzungsrätsel.

S. I. n. h s. i e A. g. n. ff. . . .
 U. r. sch n. sch f. n. d d. l. ch ff.
 U. ä. u. t n. ch i ff. u. g f.
 e e. sch t l. ä. i. f. l. n. e h. f. l!
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Ausgabe in voriger Nummer:
 Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
 trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.
 Vorhand erhielt: carB, pZ, pK, pD, p9, p8, p7, carA, carD,
 car8, Mittelhand: cB, cZ, cK, cD, c9, c8, c7, carZ, car9, car7. Im
 Skat liegen trA und cA. Spielgang:
 1. B. carA M. carZ D. carK = — 25 Augen.
 2. B. pZ M. cB D. pA = — 23 „
 3. M. cZ D. tr7 B. carB = — 12 „
 Sa. = — 60 Augen.